



Abb. 1: Josef Fendl, Porträt von Hermann Eller

Josef Fendl

Best of

Ein Querschnitt durch die schriftstellerische Arbeit des „Papagenos in niederbayerischen Bauernstiefeln“

Der langjährige (1974 – 2009) Kreisheimatpfleger Josef Fendl hat 2017 den Kulturpreis des Landkreises Regensburg für das Lebenswerk erhalten. Im Folgenden stellt der Autor, der 2019 seinen 90. Geburtstag feiern kann, über zwanzig Textsorten aus seiner Feder mit jeweils typischen Beispielen vor.

Nach Herrmann Hesse ist die Erinnerung „die Kunst, einmal Genossenes nicht nur festzuhalten, sondern es immer reiner auszuformen“ und Jean Paul sieht in ihr „ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“. Ich habe für meine vier Enkelkinder an die zweihundert von ihnen aufgeschrieben.

Zweimal mit scharfem ß

Es war in einer der öden Lateinstunden, ein Jahr nach dem Krieg. Mein Nachbar war schon der Vierte, der einmal „hinaus mußte“. Als er wieder zurückkam, flüsterte er mir mit angeberischem Gehabe zu: „*Tu in loco habitas!*“

Der Professor war gerade damit beschäftigt, uns ungebildeten Proleten zu erklären, dass die Negation des Imperativs „*noli me tangere*“ eigentlich „*ne me*

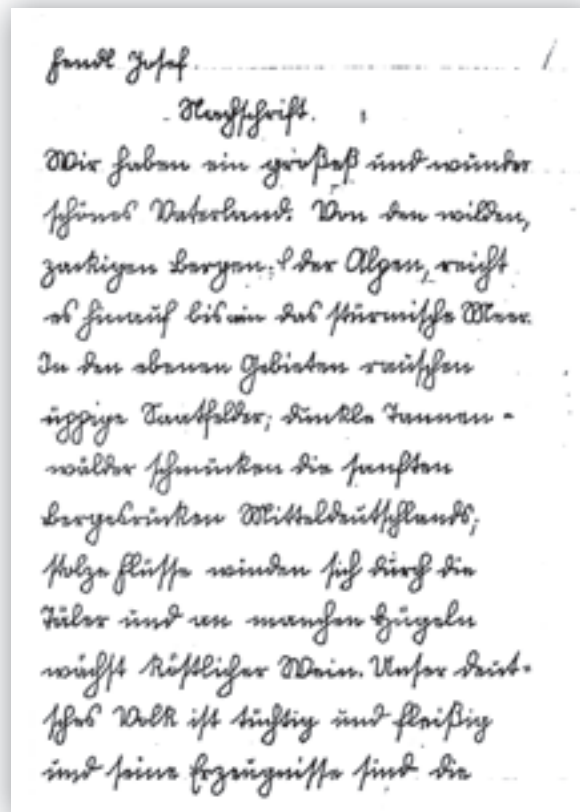


Abb. 2:
„Zweimal mit
scharfem ß“, Auf-
nahme-Diktat von
Josef Fendl, 1940

tetigeris“ heißen müsse. Ich verstand nichts. „*Mensch stell dich nicht so an! Du liegst auf dem Lokus!*“ Ich verstand noch immer nichts, weder, was der Lehrer und erst recht nicht, was der Mitschüler meinte, das

eine nicht wegen seiner komplexen grammatikalischen Genese, das andere nicht wegen seiner kryptischen Verortung.

„Blödmann, deine Prüfungsaufgabe liegt draußen, Kabine drei ...!“ Jetzt musste auch ich einmal. Tatsächlich! Beim Durchblättern des dort abgelegten Packens Papier fand ich meine Aufnahmeprüfung aus dem Fach Deutsch, die ich sechs Jahre vorher (im März 1940) als verängstigtes Bürschchen aus einer Volksschule im Bayerischen Wald an diesem „Gymnasium im Abbau“ geschrieben hatte. In Sütterlinschrift, wie sie damals an der „Oberschule im Aufbau“ noch üblich war: „Wir haben ein großeß und wunderschönes Vaterland ...“

Spätestens jetzt sollte ich dem verunsicherten Leser erklären, dass Papier in den Jahren nach dem Krieg –

wie viele andere Gebrauchsgüter – zu den kostbaren Mangelwaren gehörte. Man ersah es nicht zuletzt daran, dass das Blatt mit seiner nahezu leeren Rückseite später einem Lehrer der Schule als Konzeptpapier für ein Extemporale gedient hatte. Und nun sollte es seine dritte Bestimmung erfahren. denn Klopapier war logischerweise ebenfalls Mangelware.

Wie hatten seinerzeit schon die alten Römer gesagt? „Non olet?“ Nein! „Sic transit gloria mundi!“ (So vergeht der Glanz der Welt.) Nicht ganz! Denn ich bin heute noch froh über dieses über die Jahre gerettete Blatt und seine Geschichte. Auch wenn ich „großeß“ falsch geschrieben habe: zweimal mit scharfem ß.

Aber Deutschland war ja jetzt auch nicht mehr so groß wie damals ...

Wenn an den langen Winterabenden unser Vater in der Küche Besen band, Körbe zäunte und Holzschuhe fertigte, leisteten ihm oft die Nachbarn Gesellschaft. Nicht selten wurden dabei alte Sagen zum Leben erweckt, die damals noch zum allgemeinen Erzählgut gehörten.

Vier Säui für n Teifi

Da is amoj z Welchaber(g) a Bauer gwen, der hat net so vuj Felder ghabt wej andere, der hat si mehr für d Viehzucht interessiert, vor allem für d Sau – hat aber koa rechts Glück ghabt im Stoj. Seine Sugerl haben allerweil an Routlaaf (Schweinekrankheit) kregjt, praktisch zu jeder Jahreszeit.

Wej er si wieder amoj net zum Helfa gwisst hat vor lauter Unglück, hat er gscholtn und gfluacht und hat gmoant, dass dös mit m Teifi zsmmhänga mejssert.

Der is tatsächlich amoj kemma und hatn gfragt, was er eahm gaab, wenn dös mit m Routlaaf an End nahm. Da hat der Bauer gsagt, dass er eahm drei, vier Sau gaab, wenn er dös zsmmbracht.

Guat, der Teifi is einverstandn gwen, hat aber verlangt, dass eahm der Bauer dö Sau mit der Kirm ins Lauterbacher Hojz umitragt, wo er seinerzeit sein

Unterschlupf ghabt hat. Der Bauer hat s eahm zua-
gsagt.

Tatsächlich hat in der nächsten Zeit koane von seine
Sau an Routlaaf krejgt. Im Auswärts net, im Sommer
und im Hirgst net und im Winter scho zwoamal net.

Mit der Zeit hat aber an Bauer dös Geschäft greut
und er hat an Wirt gfragt, wej er dös macha kannt,
dass er aus derer Handschaft wieder ausserkaam.
Und der hat eahm nachhher an guatn Rat gebn.

Af Liachtmessn is der Bauer mit seiner Kirm ins Lau-
terbacher Hojz gangen und hat s am Teifi vor d Nasn
gestellt: „*Da hast jetz deine Sau ...!*“

Wej der Hörndlmeier oneschaut in d Kirm, san
aber bloß vier Kartnbrejf dringlegn: d Herz-As,
d Schellnsau, d Oachsau und dö Grea ... Da hat da
Teifi aus lauter Wuat dö Kirm zerfetzt, dass d Span
überall umanandergflogn san und hat si in seim Hojz
drin verkrocha. Gseghn hat man so schnell nimmer!

Neben den Sagen gehörten **Kalendergeschichten** zu
den ersten literarischen Texten, mit denen ich in Be-
rührung kam. Vor allem gefielen mir jene, die eine
heitere Pointe aufwiesen. Der Bayer ist nämlich nicht
nur ein *homo narrans* (ein Erzähler), sondern auch ein
homo ridens (ein Lachender).

D Urschl haut den Lukas

„*A oacherner Türstock*“, sagt ma, „*a stojnerner Was-
sergrand und a Wei aus m Wojd außer – dö san alle
drei net zum Umbringa!*“

Dös stimmt! Und d Urschl is a so a Weiberleut.

Af m Straubinger Volksfest schaut s zua, wie dö
Burschn an „*Lukas*“ haun. Aber dö junga Mannerleut
habn ja heutzutags koa Kraft nimmer. Bei dö meistn
verhungert der lausige Krüppl, bevor er ganz obn is.

Da geht d Urschl hin, speibt a paarmal in d Händ
und jagt den Eisnschlittn affi, dass er s net bloß klingln
lasst, sondern aus der Halterung springt, zerscht wia a
Raketn a Stückl affflujgt, aber nachher in oam Kara-
cho owasaust und af m Dultplatz aufschlagt, dass der
Dreck grad a so spritzt.

Dö Leut hat s d Sprach verschlagn. „*Ja mi leckst
am Arsch*“, sagt oaner von dö Burschn, „*hat dös Lua-
der an Irxnschmojz ...!*“

Der Urschl freili hat der Schlag net bloß s Bluat in
Kopf triebn, sondern aa dö ganze Sommerschlussver-
kaufsblusn zsprengt, dass ma ihre strammen Lungen-
flügl no a ganze Zeit af- und niederhupfa sieght.

Aber dös is no net ojs. Aa ihrer Rock hat si af- und
davongmacht und is ihr bis af d Schuah owigrutscht,
und jetz steht dös kuraschierte Bauernmensch da wia
diesell Judith aus m Ojdn Testament vorm geköpftn
Holofernes.

D Leut reißn grad no Augn und Mäui af; oaner
plärrt sogar vo hint vüra: „*Zugabe... Zugabe...!*“
Da schreit d Urschl in den Haufa ei: „*Gebts weiter,
schaugts ned so dumm. A Vogl wird no lang net na-
ckert, wenn er a paar Federn verliert ...!*“

Psychologen erklären uns, wie pädagogisch sinnvoll es ist, Kindern Geschichten zu erzählen. Für einen Wettbewerb von **Gute-Nacht-Erzählungen** habe ich mir einige Weihnachtsgeschichten ausgedacht, von denen die vorliegende inzwischen schon mehrfach nachgedruckt wurde. Sie ist allerdings nicht nur für Kinder geschrieben!

Vom Elefanten, der ein Schaf wurde

Ein alter Krippenschnitzer, weit drinnen im Bayerischen Wald, sitzt an einem der langen Herbstabende in seiner Stube, in der er sich eine kleine Werkstatt eingerichtet hat, und schnitzt Krippenfiguren für seine Enkelkinder.

Gerade hat er ein Stück Lindenholz in die Hand genommen. Er will einen Elefanten daraus schneiden. Als das Tier allmählich Gestalt annimmt, ist es gleich mächtig stolz auf seine Größe und sagt sich: *„Super! Ich werde einmal in der Karawane der Heiligen Drei Könige mitziehen und die wertvollsten Schätze des Orients transportieren: wunderbare Teppiche und kostbare Seidenstoffe, teure Gewürze und erlesenen Weihrauch ...“*

In diesem Augenblick aber gleitet das Tier dem Schnitzer aus der Hand und fällt zu Boden. Und als es der alte Mann suchen will, tritt er versehentlich darauf und bricht dem Elefanten Rüssel und Stoßzähne ab. Und ein Elefant ohne Rüssel und ohne Stoßzähne ist kein Elefant. Das wird jeder einsehen.

Der alte Holzschnitzer betrachtet das verunglückte Tier und sagt: *„Macht nichts, ich kann auch einen Ochsen gebrauchen. Der zieht zwar nicht mit den Heiligen Drei Königen, aber für eine richtige Krippe ist er gleich noch notwendiger als ein Elefant!“*

Als dann dieser Ochse allmählich auch einem Ochsen gleichsieht, überlegt er: *„Wenn einer dem göttli-*

chen Kind zu nahe kommen sollte, dann werde ich ihm mit meinen Klauen auf die Füße treten, und bei meinem Gewicht tut das ganz schön weh! Außerdem kann ich mit meiner Körperwärme für die richtige Temperatur im Stall sorgen ...“

Und während der Opa diese Gedanken weiter spinnt, rutscht ihm das Schnitzmesser aus und reißt ein ganzes Stück von der bulligen Gestalt des Ochsen weg. Aber unser Schnitzer ist darüber nicht sonderlich unglücklich: *„Neben dem Ochsen steht ja immer auch ein Esel“*, sagt er sich, *„und Esel sind von Natur aus ohnedies viel kleiner ...“*

Die Kreatur ist zufrieden und denkt bei sich: *„Wenn die Hirten kommen und das Kind anbeten, dann schrei ich einfach mit: I aa, i aa ...!, und alle Leute schauen auf mich – mehr als auf das blöde Rindvieh neben mir!“*

Aber der Schnitzer ist an diesem Abend schon recht müde und gar nicht mehr aufmerksam. Bei einer ungelassenen Bewegung gehen die langen Ohren des Esels zu Bruch, und schließlich bricht auch noch der Schwanz ab. Aber einen Schwanz braucht ein Esel. Wie soll er sich sonst der vielen Fliegen und Mücken erwehren, die in einem Stall herumschwirren!

„Halb so schlimm“, sagt der Opa, *„ich brauch ja für die Krippe auch noch eine ganze Menge Schafe ...“* Und so schnitzt er aus dem verunstalteten Esel, der einmal ein Ochse und noch früher ein Elefant hätte werden sollen, ein Schaf, ein ganz gewöhnliches Schaf.

„Ich bin zwar nur ein kleines dummes Schaf“, sagt es sich, *„aber ich darf mich dafür ganz nahe an die Krippe stellen und mich im Kreis der Hirten geborgen fühlen. Als Elefant müsste ich auf jeden Fall draußen in der Karawanserei stehen bleiben, vielleicht mit einer Kette an eine Palme gebunden ..., als Ochse und auch als Esel stünde ich nur in einer dunklen Ecke des*

Stalls, aber als Schaf darf ich ganz vorne mit dabei sein, wenn die Hirten von den Feldern hereinkommen, und vielleicht lächelt das Christkind gerade mir zu und freut sich mehr über meine Anwesenheit als über die der reichen Könige aus Madian und Epha oder sonst woher ...“

Und das kleine Schaf ist zufrieden. Und als es zu seinem Schnitzer aufschaut, sieht es, dass er eingenickt ist. Aber um seinen Mund spielt ein leises Lächeln, als könnte er die Gedanken des kleinen Schafes verstehen.

Glossen (von griech. glossa = Sprache) sind Texte, die vor allem von Erwachsenen bedacht werden sollten, weil sie Sachverhalte ansprechen und karikierten versuchen, über die man zumindest nachdenken sollte.

Topographie

Nach den Sommerferien komme ich mit einer Kollegin über Ferienerlebnisse zu sprechen. So nebenbei erwähne ich, dass meine zwölfjährige Enkeltochter dieses Jahr mit ihren Eltern von München nach Venedig gegangen ist.

„– sind wir auch schon einmal gefahren!“ sagt meine Kollegin.

„Aber die sind gegangen, nicht gefahren!“

„Also, per Anhalter! Mag ja auch ganz interessant sein ... Sie, da haben wir neulich an der Auffahrt zur A3 einige stehen sehen. Ziemlich schräge Typen. Also, ich würde die nicht mitnehmen. Ich nicht. Ganz abgesehen davon: ich würde aber auch nicht trampeln. Also, per Anhalter, sagten Sie? Haben die denn kein Auto? Doch nicht am Ende Alkoholprobleme? Unser Nachbarin soll ja auch seit ein paar Wochen ihren Lappen los sein. Wegen der Promille. Na ja, bei dem Mann hätte ich auch meine Probleme und wahrscheinlich auch meine Promille ...!“

„Die drei marschierten ja nicht auf der Straße!“

„Ach nee, wo dann?“

„Auf Wegen und Steigen, über Joche, Scharten und Pässe ... Dreiunddreißig insgesamt.“

„Apropos Pass! Als ich neulich meinen Ausweis hervorholte, sah ich mir das Foto an. Fürchterlich! Zum Davonlaufen! So kannst du nicht mehr ins Ausland fahren, hab ich zu mir gesagt. So nicht! Da muss ein neues Bild hinein. Aber das kann man nicht einfach auswechseln, hat man mir erklärt. Dann hab ich eben einen neuen Pass beantragt, denn mit dem alten fahr ich nicht mehr nach Italien. Nee ...! Ich nicht. So viel Selbstachtung muss sein! Drei Pässe haben Sie gesagt? Meines Wissens ist doch nur der Brenner dazwischen. Aber das kann ja auch schon ein ganz schöner Schlauch sein!“

„Die sind ja übers Karwendel gegangen, die Zillertaler und durch die Dolomiten ...“

„Na gut, dann sind es eben drei ... Sie hatten sich nämlich vorhin versprochen. Dreiunddreißig, das wär ja verrückt. So viel gibt es ja gar nicht! Was sagten Sie? Vier Wochen waren die unterwegs? Für die drei Berge? Nun ja, ‚dolce far niente!‘, hat schon mein erster Mann immer gesagt. Nur nichts übertreiben! Immer mit der Ruhe! Gott sei Dank gibt es heute überall schicke Wellness-Hotels, sogar im Ausland! Und wie alt, sagten Sie, ist das Fräulein Tochter? Zwölf? Und da hat die noch keinen Freund? Also, wenn ich so

eine Tochter hätt, dann würd ich mit ihr auch gehen, aber auf Shopping-Tour. München, Maximilianstraße oder so. Wenn nur diese lästigen Rückenschmerzen nicht wären! Die Ärzte meinen, die kämen von zu wenig Bewegung. Die reden sich leicht. Ich kann doch nicht meine teuren Sportwagen in den Garagen

verrosten lassen ... Also, um es kurz zu machen: Ich würde meine Tochter entsprechend herstylen lassen, denn damit kann man nicht früh genug anfangen. Die jungen Männer haben ja heute schon mit fünfzehn Geschmack. Vor allem, wenn sie die entsprechenden Eltern haben ...“

Satiren dagegen sind mehr als eine sprachliche Frotzelei. Sie scheinen ein geeignetes Mittel zu sein, Missstände an den Pranger zu stellen. Schon die alten Römer wussten das, wenn sie feststellten: *Difficile est, satiram non scribere*: Es fällt oft schwer, keine Satire zu schreiben.

Eine beschwipste Poeterey

Sebastian M. Hasenöhl ist ein leidenschaftlicher Heimatdichter wie er im Buche steht. In wochenlanger mühevoller und entsagungsreicher Arbeit hatte er nach einer längeren schöpferischen Pause wieder einmal ein Gedicht zuwege gebracht und auch gleich – vorsichtshalber mit Rückporto! – an die Feuilletonredaktion seiner Heimatzeitung geschickt. Es war bereits sein neunzehntes Matzlinger Heimatlied:

*Aufs schönste Platzerl in der Welt
hat der Herrgott unser Matzling hingestellt.
Kreuz und quer stehen die Höfe do
mit schönen Blumenkästen dro ...*

Bange Tage der Erwartung hatte nun unser Poet zu durchstehen, bis der Briefträger endlich ein Kuvert von der Redaktion brachte. Leider lag das Matzlinger Heimatlied noch immer in jungfräulicher Unschuld drinnen, wie auch schon die früheren literarischen Fatschenkinder Sebastian M. Hasenöhrls. Aber heute tat ihm das Unverständnis der Redaktion besonders leid, denn er hatte diesmal wirklich zu Herzen gehende Worte gefunden und in jeder Hinsicht sein Bestes gegeben:

*Das Kirchlein der Liebe
ragt weit über den Ort hinaus;
in der Schule gabs Hiebe,
das war für die anderen ein wahrer Ohrenschmaus.*

Da auch seinem ihm vor Jahren angetrauten Eheweib der höhere Sinn für solche literarischen Ergüsse fast gänzlich zu fehlen schien, blieb unserem Poeten nur ein Trost: das Wirtshaus seines geliebten und so gern und mit so großer Hingabe besungenen Heimatortes, wo er seinen angestauten Frust mit Hopfenblütentee hinunterspülen und wenigstens den Matzlinger Bierdimpfen seine künstlerischen Erleuchtungen und Empfindungen vortragen konnte:

*Merk auf wia s Bacherl rinnt,
kannst leicht mitgehen, aber geschwind!
Genau in der Biegung steht
a Bruckn, die drüber geht ...*

Als aber heute seine Zuhörer bereits nach der vierten Wiederholung aufstanden und laut räsonierend die Gaststube verließen und selbst der mäßig begabte Wirt das neue Matzlinger Heimatlied schon auswendig mitsprechen konnte, sagte auch der verkannte Literat seinem dörflichen Parnass Ade:

*Die Kältn tut noch zum Fenster reinschaun,
die Zugvögel kommen von Süden herauf,
man möcht es nicht glauben,
sie sind alle munter und wohlauf ...*

Auf der Fahrt nach Hause wurde Sebastian M. Hasenöhrl zu allem Überfluss noch von zwei Verkehrspolizisten angehalten, denen er ebenfalls sein Heimatlied vorzutragen versuchte.

Umso leichter sind Gspassettl zu Papier zu bringen. Eine bayerische Lebensweisheit sagt: „*Wer andere zum Lachen bringt, erlöst eine Arme Seele aus dem Fegfeuer.*“ Man weiß heute sowohl von der medizinischen Forschung wie auch von der Psychologie, wie wichtig eine heitere Gemüthsstimmung für die körperliche und geistige Befindlichkeit jedes Einzelnen ist.

Aber die Beamten waren anscheinend noch größere Banausen als die Redakteure der Heimatzeitung, denn die Ordnungshüter zeigten nicht das geringste Verständnis für die hehre Dichtkunst; stattdessen fragten sie den Wastl ganz prosaisch, ob er nicht vielleicht einen zu viel über den Durst getrunken habe.

Aber da kamen sie bei unserem Literaturfreund gerade an den richtigen. „*Erich Kästner*“, belehrte er sie, „*hat getrunken, Hans Fallada hat getrunken, Jaroslav Hacek, Fjedor Dostojewski und Ernest Hemingway, – alle Großen der Weltliteratur haben getrunken ... Alle ...!*“

Daraufhin ging einer der Ordnungshüter zum Wagen und forderte über Funk Verstärkung an: „*Chef, da muss eine ganze Reihe betrunkenere Autofahrer unterwegs sein. Zum Beispiel ein gewisser Erich Fallada und ein Hans Kästner ... Dem Namen nach scheinen auch einige Aussiedler darunter zu sein, sogar ein Amerikaner ... Heimweh heißt er, oder so ähnlich.*“

Der Hirnschnalzer

Is amol a Waldler z Straubing af der Dult gwen und wollt nachher mit m Zug hoamfahrn. Fragt n der Bahnbeamte: „*Bist a Waldler, gell?*“

„*Ja!*“

„*Stimmt jetz dös, dass bei euch s Hirn an lautn Schnalzer tuat, wenn s ös mit vierzge endlich amol gscheid werds?*“

„*Ja*“, sagt der Waldler, „*genau a so is's!*“

„*Aber was taats n nachher*“, wollt der Straubinger no wissn, „*wenn der Schnalzer amol ausbleibt ...?*“

„*Nachher lass ma uns bei der Bahn eistelln!*“, hat der Waldler gsagt.

Geistreiche Sprüchmacher und Unterhalter waren von den Kreuzzügen bis ins 17./18. Jahrhundert in ganz Europa fest besoldete Beamte. Zu ihrem Repertoire zählten vor allem sogenannte Apophthegmata oder **Sagworte**, wie sie schon seit der Antike bekannt waren. Von rund 8.000 aus meiner Sammlung wird hier nur ein winziger Bruchteil vorgestellt:

Ein halbes Dutzend Sprüche

„– und dös san jetz grad dö Stern vom Landkreis Rengsburg!“ hat dersell Vater af d Nacht seim Buam erklärt.

„Hast ebba du da drin aa Weiber?“, hat diesell Gäubauern-tochter gfragt, wia ihr Freund von der schönen Fauna und Flora im Bayerischen Wald gschwärmt hat.

„– dö müassn uns kenna!“, hat dersell Burschnvereinsvorstand gsagt, wia s af Paris gefahrn san und am Bahnhof allerweil oaner gschrien hat: „Bagasch, Bagasch ...!“

„Man möchts net glaubn, wiauvuj arme Leut dass heutzutags no gibt!“, hat diesell Bäuerin gsagt, wia s zum erstn Mal an am FKK-Gelände vorbeikemma is.

„– dös hab i meim Freund glieba“, hat dersell Bua gsagt, wia d Mama s Zeugnis seghn wollt, „– der möcht sein Papa schrecka damit ...!“

„San ebba Sie heut per Anhalter kommen?“, hat dersell Chef zu der Sekretärin gsagt, „– weil S' so mitgenommen ausschaughn ...?“

Als ich 1988 für mein eben erst erschienenenes Taschenbuch „Weiß-Blaues schwarz auf weiß“ eine kleine Werbeschrift zusammenstellte, kam ich auf die Idee, **Testfragen zu bairischen Dialekt-Spezialitäten** anzubieten, die alle im Buch erklärt würden. Aus diesem werbewirksamen Einfall entwickelte sich die Kolumne „Woäßt as?“ in der Donau-Post und im Straubinger Tagblatt. Von 1.330 inzwischen auch in Buchform erschienenen Fragen und Antworten werden hier drei Beispiele abgedruckt:

Drei Bairische Quizfragen

1. a viereckerte Seel haben

- ein verschrobener Mensch sein
- keinerlei Gefühle zeigen
- lange nicht sterben können

2. 's Zamgscharrerts

- mainfränkische Eisweinsorte
- der letzte Sprössling einer kinderreichen Familie
- aufgeschmalzene Überreste aus bayerischen Wirtshausküchen

3. Tüpferscheißer

- Eintagsfliegen
- Besserwisser, kleinliche Zeitgenossen
- Ziegen und Schafe

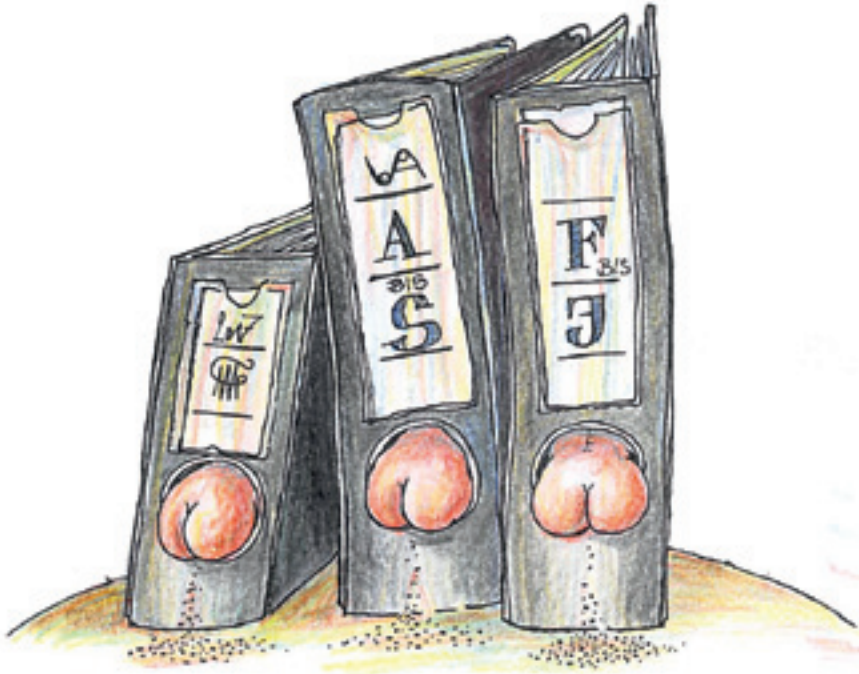


Abb. 3: „Tüpfel-
scheißer“, Zeichnung
von Friedrich Maier

1. Der Volksglaube stellt sich die Seele in runder Gestalt vor: sie kann beim Sterben leicht aus dem Körper entweichen. Wer sich dabei schwer tut, der muss „a viereckerte Seel“ haben: die verhängt sich, spreizt sich ein und zögert das Sterben hinaus. So jemand hat wahrscheinlich auch ein eisernes Herz und eine blecherne Lung.
2. „s Zsammgscharrerts“ nannte man in Bayern den letzten Sprössling einer stattlichen Kinderschar. Vor dem „Pillenknick“ gab es ja gerade auf dem Lande nicht selten Familien mit acht und mehr Kindern. Drum hat einmal ein Mädchen auf den „Liebesbrief“ eines Buben geschrieben: „Lieber Xaverl, ich kann dich nicht nehmen, mir sind eh schon zwölf Kinder daheim!“
3. Unter „Tüpfelscheißern“ versteht man im Bairischen Pedanten, kleinliche Zeitgenossen, die alles besser wissen und sich 150-prozentig an die Vorschriften halten. Das Grundwort stammt vom griech. schizein = trennen, absondern (vgl. Schisma, Schizophrenie).

Als Schreibender stieß ich erst relativ spät zur Lyrik. Denn „*der Pegasus ist das Schwerste, was man reiten kann*“, soll einst Professor Galletti gesagt haben. Ab 1971 machte ich die ersten zaghaften Versuche, **lyrische Texte** zu verfassen, teils in der gerade wieder zu Ansehen gekommenen Mundart, teils in der sogenannten Hochsprache: also „*Herbstblätter*“ gewissermaßen. Die Bandbreite reicht von Naturstimmungen ...

„*Die Sprache ist noch ein Kind, man muss mit ihr spielen!*“, sagte einmal ein angesehener Sprachwissenschaftler. Und tatsächlich eignet sich sowohl das Hochdeutsche als auch der bairische Dialekt recht gut für solche **Sprachspielereien**:

Die Folge

„*Lass doch dös dumme -chen wegl!*“, hat die junge Lehrerin gesagt, wie s Deandl Viecher afzählt hat: „*Bienchen, Lämmchen, Schweinchen ...*“
Drauf hat s Deandl weitergemacht: „*Eichhörn, Kanin, Frett ...*“

Herbst im Jura

*Ein ewigjunger Altweibersommer
segelt gelassen über die Hügel
der rostrot leuchtenden Gräser.
Unten der müde schwarze Fluß*

*und darüber die endlose Ebene ...
Die grauweißen Grate und Klippen
warten, Schiffsbug an Schiffsbug,
seit Jahrmillionen am Hang.*

*Die milde Sonne des Herbstes
verklärt den südlichen Hafen.*

*Wie konnte mich nur frösteln
an dieser bevorzugten Küste?*

bis hin zu heiteren Texten, wie dem ...

Von der Schwierigkeit, Lyrik an den Mann zu bringen

„*Mein Freund,*“ *hat dersell Dichter
zum altn Holzhauer gesagt,
„sahen Sie gestern Abend nicht,*

*wie hinter dieser Höhen Rücken
der Himmel sich wie Purpur färbte
und später dann vor Schreck erbleichte ...?*

*Sahen Sie nicht die grauen Wolken
wilden Schwänen gleich
dahintreiben in des Abends Fluß ...?“*

„*Na*“, *hat der Holzknecht gesagt
und hat an Kopf gschüttelt,
„so bsuffa bin i scho lang nimmer gwen!“*

Einige meiner lyrischen Aussagen wurden auch von einem meiner ehemaligen Schüler (Ali Stadler, Wiesent) vertont:

Der letzte Liebhaber

*Mei, war dös schö,
wia i no jung gwen bin!
Dö stärkstn Burschn
habn si um mi grissn*

*und mi zum Tanzn gholt.
Und in der Nacht wolltn
allerweil glei mehrer
ans Kammerfenster kemma.*

*Heut wart i bloß no
af oan, der mi abholt.
Schö is er grad net,
aber a Verlaß is af eahm ...!*



Abb. 4: Holzschnitt von Ferdinand Kieslinger

Anlässlich der Bayerischen Landesausstellung „*Bauern in Bayern*“ in Straubing brachte mich 1992 ein längerer Beitrag des Journalisten Hermann Unterstöger auf die Idee, in fünfzig kurzen Kapiteln die Geschichte des kleinen Mannes am Beispiel meiner Heimatgemeinde Schwarzach in Form **fiktiver Tagebucheinträge** vorzustellen:

Der Perlräuber

9. November 1665

Hat heut Nacht der Hund recht angeschlagen, wussten aber nicht, warum. Ist dann in aller Hergottsfrüh ein Herumvagierender aus dem Feldstadel gekommen und wollt der Bäuerin einen Sack böhmischer Federn verkaufen. Als sie ihm keine abgenommen, sagt der Bursche, er hätte mir etwas im geheimen mitzuteilen. Lasst mich dann in der Fletz vier weiße Kügelchen sehen und wollt mir ein jedes von ihnen für drei Gulden abgeben. Hab ihn aber gleich weitergeschickt und ihm gesagt, er soll sich besser vor der möglichen Zerreißung seiner Glieder in acht nehmen, weil nämlich jetzt die kurfürstlichen Mandate sehr streng ausgelegt und allerorten grausige Exempel statuiert werden. 30 Gulden zahlt einem der Amtmann aus, wenn man mithilft, dass einer sträflich vergriffen wird, der nächstens Perlen aushebt. Ist eine Menge Geld, wenn man bedenkt, dass ein Knecht am Tag nur einen Viertelgulden verdient.

Einen großen Teil meiner schriftstellerischen Arbeit nehmen **Sachtexte** ein, von denen hier ein Beispiel vorgestellt wird:

Die Ritter sind noch unter uns

Es ist eine bekannte Erscheinung, dass sich sprachliche Bezeichnungen und Redewendungen oft wesentlich länger halten als die Sache selbst. So braucht es uns nicht zu wundern, dass die hohe Zeit des Rittertums mit ihren farbigen Festen und Turnieren, aber auch erbitterten Kämpfen, in unserer Sprache noch mit über fünfzig Ausdrücken und Sprachbildern präsent ist, auch ohne die jetzt wieder in Mode gekommenen Freilichtaufführungen von historischen Stücken und Ritterstücken:

Wir werfen einem Widersacher den Fehdehandschuh hin, weisen ihn in die Schranken, treten unter Umständen in bunter Reihe auf, führen etwas im Schilde und stecken mit anderen unter einer Decke. Wir bringen unser Gegenüber in Harnisch, sind aber auch selber gewappnet und gut gerüstet (oder zumindest noch rüstig), sind beschlagen und sitzen fest im Sattel, könnten aber notfalls auch noch umsatteln. Wir schwingen uns zwar nicht aufs hohe Ross, zäumen auch das Pferd nicht beim Schwanz auf, nehmen es aber jederzeit mit unseren Gegnern auf, auch wenn sie sich noch so sehr brüsten, und verfechten bei diesem Strauß unsere Sache, so gut es geht. Wir legen uns mächtig ins Zeug (Geschirr), spornen uns selber an, ziehen schlagfertig – vielleicht sogar aus dem Stegreif her aus – vom Leder, bekennen Farbe und kämpfen mit offenem Visier, geben uns aber trotzdem keine Blöße. Wir legen für unsere Freunde eine Lanze ein (oder brechen eine Lanze für sie), halten ihnen die Stange, springen hurtig (mhd. hurt = stoßendes Los-

rennen, vgl. engl. to hurt) für sie in die Bresche, geben selber den Zügel nicht aus der Hand, legen aber anderen die Kandare an, Wir versuchen, in allen Sätteln gerecht zu sein und sehen zu, dass unsere Argumente hieb- und stichfest sind. Wenn wir auch gelegentlich die Zügel schießen lassen, müssen wir uns doch nicht zügellos gebärden, selbst wenn uns andere in den Rücken fallen wollen.

Wir sehen vielleicht angegriffen aus, können aber jederzeit den Spieß umdrehen, die Scharte auswetzen und das Heft in der Hand behalten. Wir fahren unseren Gegnern in die Parade, ohne sie gleich über den zu Haufen rennen. Solange sie ihre Zunge im Zaum halten, werden wir sie auch nicht auflaufen lassen. Wenn wir schlagkräftig genug sind, werden wir sicher die Oberhand behalten (oder wieder gewinnen), ohne die anderen übers Ohr zu hauen. Wir wollen sie nicht ausstechen und sie nicht aus der Bahn werfen oder etwa gar abhalftern, solange sie nicht versuchen, über die Stränge zu schlagen.

So lange jemand an seinem Platz bleibt, werden wir ihn nicht in den Sand setzen. Es sei denn, er räumt von sich aus spornstreichs das Feld und macht sich entrüstet aus dem Staub.

Man soll niemanden im Stich lassen, ihm stattdessen unter die Arme greifen und durchaus ein Aufhebens machen, wenn so ein Haudegen ins Gras beißt. In solchen Situationen kann sich jeder die Sporen verdienen. Darauf gibt es Brief und Siegel!

Da (nach Jean Paul) Geschichte noch immer der interessanteste Roman ist, war es mir als Lehrer stets ein Anliegen, historisches Geschehen in ansprechender Form an meine Schüler weiterzugeben. Diese Absicht führte mich dazu, rund zwanzig **historische Erzählungen** zu schreiben, die sich allerdings wegen ihres Umfangs kaum eignen, hier abgedruckt zu werden. Eine der kürzesten ist:

Der Königsmörder

Am Nachmittag des 21. Juni im Jahr des Unheils 1208 saß der 30-jährige in einem der bischöflichen Gemäcker der Altenburg von Bamberg und pflegte der Ruhe. Der Vormittag war stressig genug gewesen. Seine Nichte Beatrix war mit Herzog Otto von Meran vermählt worden, die mittägliche Festtafel war dem Anlass entsprechend opulent ausgefallen, und daraufhin hatte ihn der Medicus zur Ader gelassen. Da war jetzt ein Ausruhen wohl angesagt.

Just zu dem Zeitpunkt, da der Kaiser sein Nicken machte, wurde aber die Tür aufgestoßen, und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach stürmte mit gezogenem Dolch in den Raum. Kaiser Philipp rief dem Eindringling unwirsch zu: „*Steck dein Schwert ein, mich gelüftet heute nicht nach Gaukelei!*“

Der Pfalzgraf aber erwiderte noch barscher: „*Das ist kein Spiel, das ist blutiger Ernst!*“ Dann trennte er der Majestät die Schlagader durch.

Während der ebenfalls anwesende Bischof von Speyer und der Truchsess Heinrich von Waldburg versuchten, dem Kaiser zu Hilfe zu kommen und sein Leben zu retten, gelang dem Königsmörder die Flucht.

Als man sich darauf besann, seiner habhaft zu werden, war der Attentäter längst aus der Altenburg entkommen und hatte Bamberg den Rücken gekehrt. Er irrte zunächst ziellos durch das Land und ver-

steckte sich bei Freunden und Parteigängern. Erst im Frühjahr des nächsten Jahres traute er sich wieder in seine Heimat zurück und verbarg sich in seiner Burg Niederstrang bei Oberndorf an der Donau. Aber so schnell wuchs kein Gras über die Sache und im Winter schon gar nicht!

Wie war es überhaupt zu diesem Königsmord gekommen?

Philipp von Schwaben, der jüngste Sohn Barbarossas, hatte dem bayerischen Pfalzgrafen seiner zahlreichen militärischen Verdienste wegen seine Tochter Beatrix als Braut versprochen. Als sich aber der Kriegsheld immer ungebärdiger und jähzorniger zeigte, nahm der Schwiegervater in spe sein Versprechen wieder zurück. Der Wittelsbacher fand sich anscheinend mit der geänderten Sachlage relativ schnell ab, ja, er hatte auch schon einen Ersatz für die Kaisertochter in petto: die schlesische Herzogstochter Gertrud. Allerdings sollte ihm Kaiser Philipp noch ein Empfehlungsschreiben für den neuen Schwiegervater ausstellen.

Weil Philipp einerseits dem Pfalzgrafen die Bitte nicht abschlagen konnte, andererseits aber auch nicht zum Lügner werden wollte, nahm er zu einer List Zuflucht. Er ließ dem Ex-Verlobten seiner Tochter, der weder lesen noch schreiben konnte, einen eher schmeichelhaften Brief vorlesen. Dann erklärte er ihm, dass er das Schreiben noch siegeln müsse, ging in ein angrenzendes Zimmer und übergab schließlich dem bayerischen Haudegen den ausgefertigten Brief.

Der Pfalzgraf hatte aber Verdacht geschöpft, er steckte das Schreiben ein und ließ es sich in seiner Herberge von einem fahrenden Scholaren vorlesen. Da stand allerdings etwas ganz anderes drin als im ersten: Der Kaiser warnte den schlesischen Herzog vor der aufbrausenden und gelegentlich grausamen Gemütsart des Brautwerbers. Wie Recht er haben

sollte! Noch in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni sprengte der getäuschte Pfalzgraf zurück und erstach den Kaiser.

Der Marschall von Pappenheim war es schließlich, der den Attentäter im niederbayerischen Oberndorf aufspürte. Der vogelfreie Pfalzgraf konnte zwar noch die innere Burg durch eine geheime Tür verlassen, musste aber in einem der Wirtschaftsgebäude Unterschlupf suchen, wo er sich in einem Stadel unter Heu und Stroh vergrub. Aber der Marschall hatte seine Hunde dabei und die spürten ihn auf.

Der inzwischen exkommunizierte und geächtete Königsmörder wurde an Ort und Stelle enthauptet. Seinen Kopf warf man in die Donau, den Rumpf ließ man liegen. Einige Tage später erschienen in Oberndorf Mönche des (zwischen Aichach und Dachau gelegenen) Klosters Indersdorf, das ein Vorfahre des

Unglückseligen gestiftet hatte. Sie erbaten sich den Leichnam, steckten ihn in ein mehrfach verpichtes Faß und bewahrten es in einem Kellergewölbe ihres Klosters auf. Denn beerdigen durften sie den Exkommunizierten nicht.

Erst acht Jahre später wurde diese Kirchenstrafe aufgehoben, und die Mönche von Indersdorf konnten darangehen, den Sohn ihres Gönners mit den einem Pfalzgrafen zustehenden Ehren zu begraben. Zu den Trauergästen zählten neben seinem Vetter Herzog Ludwig dem Kelheimer der Erzbischof von Salzburg, Pfalzgraf Rapoto von Ortenburg und noch viele andere Große des Reichs.

Die Burgen Wittelsbach, Andechs, Nieder- und Oberstrang aber wurden bis auf die Grundmauern abgetragen.

Schon als Schüler haben mir **Bildbeschreibungen** gefallen und manchmal habe ich mich sogar noch als **Lehrer** hingestellt und das gleiche Thema behandelt, das die Schüler zu bearbeiten hatten. Im vorliegenden Fall war es die **psychologische Nähe zum Regensburger Meister der Donauschule** und die **räumliche Nähe zum nur sieben Kilometer entfernten Sulzbach:**

Eine verzauberte romantische Landschaft

Im Museum Boymans in Rotterdam findet sich in der Sammlung Koenigs ein kleines, nur 20,4 x 13,8 cm großes Aquarell, das nach seiner Signatur 1522 von Albrecht Altdorfer gemalt wurde. Der Blick des Betrachters fällt zwischen dem zerzausten Geäst einer knorrigen Lärche und zwei mageren, kahlen Bäumen hindurch auf einen von einem gotischen Kirchlein gekrönten Hügel. Dahinter liegt ein in tiefes Ultramarin getauchter Berg, hinter dem eine beinahe unwirkliche Helligkeit aufbricht.

Der Schauende erlebt eine verzauberte romantische Landschaft, in der noch der Atem der Schöpfung weht. Blüht hier nicht irgendwo die blaue Blume? Oder ist es das Teufelskraut? Nein, nur ein roter Lichtfleck tanzt im moosigen Grün des Waldbodens.

Badet dort nicht eine Nymphe im Bach unter dem Steg? Oder hockt am Ende Pan im saftigen Kraut und blökt auf der Flöte? Trugbilder! Eine Glocke läutet zur Frühmesse.

Drüben rückt silbrig glänzend der Fluss dem Berg auf den Leib, – „wie ein großer, silberner Fisch“, wird später Britting schreiben, wie Altdorfer ein Maler eben dieser Donaulandschaft. „... Wälder waren seine Flossen. Mit dem hellen Schwanz hat er am Himmel angestoßen. So schwamm er schnaubend in die Ebene hinein ...“

Und über all dem: Viel Raum für den Himmel, der mit rosa, violetter und schwefelgelbem Gewölk beladen ist. Nur an einer Stelle schimmert es grünlich-blau durch die Wolkendecke. Jeder spürt es: Die Natur ist beseelt, – wenn auch nicht von Faunen und Mäna-den, so zumindest von den Empfindungen, die der *uomo nuovo* der abendländischen Geschichte in die Betrachtung der Natur eingebracht hat.



Abb. 5: Sulzbach vor dem Scheuchenberg von Albrecht Altdorfer (Museum Boijmans Van Beuningen, Rotterdam; vermisst seit 1940, beansprucht vom niederländischen Staat)

Verständlich, dass man das hier aufgezeigte Stimmungsbild genauer lokalisieren wollte. Wer die Altdorferschen Vorwürfe kennt, weiß, dass die gelegentliche Bezeichnung des Blattes als „*Alpenlandschaft*“ in hohem Maße fragwürdig ist. Man hat wohl mit größter Wahrscheinlichkeit – wie bei anderen Altdorfer-Bildern auch – an eine Donaulandschaft zu denken. Und dabei verdichtet sich immer mehr die Ansicht, dass dafür nur Sulzbach unterhalb Donaustauf in Frage kommen könne. Jüngst hat auch Herbert Schindler („*Barockreisen in Schwaben und Altbayern*“) diese Meinung vertreten, für die eine Reihe von Punkten spricht, – so zum Beispiel die typische Kontur des Scheuchenberges; sollte ein Maimorgen dargestellt sein, stimmte auch die Himmelsrichtung

der aufgehenden Sonne. Die nahe Donau, die Lage der Kirche auf dem Hügel, die Stellung ihres Turms, die ausspringenden Anbauten und die heute noch vorhandenen Schießscharten in der Westwand sind weitere Anhaltspunkte. Außerdem hatte Albrecht Altdorfer zu dieser Gegend eine besondere Beziehung: Er besaß – zumindest für das Jahr 1530 ist dies nachgewiesen – unterhalb Donaustauf einen Weinberg.

Ein einziges dieser Kennzeichen könnte rein zufällig sein, die Vielzahl übereinstimmender Merkmale lässt dagegen den Schluss zu, dass es sich hier nicht um eine „*Alpenlandschaft*“ handelt, sondern um eine der landschaftlich reizvollsten Gegenden des Landkreises Regensburg: das Dörfchen Sulzbach unter dem Scheuchenberg.

Neben dem Bayern als *homo narrans* und *homo ridens* steht auch noch der *homo ludens* (der Spieler). Und so habe ich mich auch in dieser Disziplin versucht und eine Reihe **kurzer Spielszenen** geschrieben. Eine davon behandelt eine Episode aus dem Leben meines Straubinger Lateinlehrers „*Zeus*“, eine Szene, die sich tatsächlich so zugetragen hat:

Das Hitlerbild

(Meinem Lateinlehrer „*Zeus*“ gewidmet)

- O(berstudiendirektor): Heil Hitler, Herr Kollege!
 Z(eus): Grüß Gott, Herr Oberstudiendirektor! Welch Glanz in meiner Hütte! Aber was führt Sie zu mir?
 O: Nun, ich wollte mich einmal nach Ihrem persönlichen Befinden erkundigen.
 Z: Dank der gütigen Nachfrage! Mir geht es den Umständen entsprechend.
 O: Nun, das höre ich gerne. – Und der Frau Gemahlin und den Kindern?
 Z: Wir sind zufrieden. Was bleibt uns anderes übrig in diesen turbulenten Zeiten?
 O: Das ist schön. Ich will aber mit Ihnen gleich *medias in res* gehen, wie Sie vielleicht sagen würden. Wie ich neulich Ihre Personalakten durchgesehen habe, ist mir aufgefallen, dass Sie immer noch nicht Mitglied unserer Partei sind. Wie kommt es denn zu

diesem fatalen Versäumnis? Jetzt, wo schon fast der ganze Lehrkörper meiner Anstalt das Parteiabzeichen trägt ... Es sind nur noch Einzelne, die sich nicht zum Fortschritt bekennen. Schließlich ist doch unser glorreicher Führer der Garant für ein neues tausendjähriges Deutschland ...! Außerdem: Wollen Sie nicht in der nächsten Zeit befördert werden? Ein kleines Sümmchen mehr könnte doch Ihrer Familienkasse nicht schaden ...!

Z: Aber ein bisschen mehr Demokratie tät unserem Volk auch nicht schaden ...!

O: Ja, das sagen Sie! Aber wer mit so viel Geschick und Durchsetzungskraft begnadet ist wie unser Führer Adolf Hitler, der braucht keine Demokratie, in der jeder Hanswurst und Drückeberger die gleichen Rechte haben will wie die Elite unseres Volkes.

Z: Ja, und die Kirche könnt er auch ein bisschen mehr zu Wort kommen lassen ...

O: Papperlapapp, die Kirchen sind ein Auslaufmodell, das sollten Sie als Geschichtslehrer eigentlich als Erster erkennen. Merken Sie sich: Es wird die Zeit kommen, und sie ist schon zum Greifen nah, da wird man unseren begnadeten Führer stärker verehren als diesen Juden Jesus Christus.

Z: Nun, ich weiß nicht ...

O: Doch ich weiß es sehr wohl. Wenn wir einmal das ganze Judenpack ausgeschaltet haben werden, dann bricht ein neues Zeitalter an, da werden Sie und Ihresgleichen staunen ...!

Aber da fällt mir jetzt noch etwas anderes auf: Wenn ich mich bei Ihnen so umsehe, kann ich beim besten Willen kein einziges Bild unseres glorreichen Führers entdecken. So ein Porträt gehört nicht nur in die Klassenzimmer, sondern auch in die Privatwohnungen unserer Lehrer! Ich sehe aber nichts dergleichen in Ihrer Behausung. Ich

sehe nur Bücher, Bücher und nochmals Bücher, lauter nutzloses Geschreibsel ...

Z: Ich hab aber schon ein Bild von Adolf Hitler. Da schau S her!

O: Ich kann nichts entdecken, partout nichts ...!

Z: Doch, hier an der Wand ...!

O: Wo?

Z: Na, hier!

O: Da seh ich nur eine kleine mickrige Briefmarke kleben.

Z: Ja, Briefmarken sind immer relativ klein. Aber schau S bitte genau hin, da is nämlich der Hitler drauf. Erkennen s n denn net, Ihren größten Feldherrn aller Zeiten ...?



Abb. 6: Der Schriftsteller Josef Fendl wird von der Muse geküsst, Zeichnung: Georg Weiß

Als ehemaligem Theologiestudenten ist mir die Praxis der **Meditation** bekannt, und ich finde es schade, dass sich heutzutage darin nur wenige Zeitgenossen versuchen. Sie gehörte jahrhundertlang zu den geistlichen Übungen eines denkenden Menschen. In diesem vorletzten Beispiel wird eine alte irische Legende nacherzählt:

Der Mönch im Wald

In einem der Waldklöster – Frauenzell oder Windberg vielleicht – war einmal ein Pater nach der Komplet (dem liturgischen Abendgebet) aus der Kirche in den dunklen Forst gegangen, um Gott noch einmal an Ort und Stelle für seine Schöpfung Dank zu sagen.

Während er das tat, sang ein Vogel so wunderschön, dass er ihm zuhören musste. Der gefiederte Geselle sang von den Großtaten Gottes, von den geheimnisvollen Mächten des Waldes und von den Heilkräften der Natur, und erst als er von der Lobpreisung müde geworden war und sein Gesang immer leiser wurde, dachte der Pater, dass es wohl an der Zeit wäre, nach Hause ins Kloster zu gehen und sich ebenfalls schlafen zu legen.

Als der Mönch in den Konvent zurückkam, sah er aber nur fremde Gesichter, und als er seinen und seiner Mitbrüder Namen nannte, blickten sie ihn alle verständnislos an. Erst als einer die alte Klosterchronik geholt hatte und viele Seiten zurückblätterte, stieß er auf diese Namen. Vor vielen, vielen Jahren, sagte er, habe es tatsächlich einmal diese Mönche gegeben, aber das sei schon lange her.

Da merkte der Pater, dass er sich so sehr in die Geheimnisse und Schönheiten der Schöpfung vertieft hatte, dass die Zeit darüber hinweggeflogen war, ohne dass er es gemerkt hatte.

In meinen Sturm- und Drangjahren fuhren wir mit unseren Fahrrädern wochenlang durch die Dolomiten, das Wallis und die Lombardei. Aus dieser Zeit stammt der früheste und zugleich abschließende Text dieses literarischen Querschnitts:

Gebet nach der Fahrt

Herr! Nun sind wir wieder gesund und glücklich heimgekommen. Auf den Schuhen liegt der Staub der langen Straßen. Die Räder sind angeschlagen. Der Rucksack hat ein Loch. Und wir sind auch müde. Aber in unseren Augen leuchtet die Herrlichkeit dieser Tage. Wir haben uns zwei Wochen lang an den Wiesen gefreut, an den Wolken, am Geruch des frischen Heues und am Firnschnee, der uns von den „Dreitausendern“ entgegenleuchtete. Wir danken dir für die Brunnen, die am Wege standen und für die Menschen, denen wir begegnet sind. Begleiche du die Rechnung! Lass die Bergbauern, die uns im Heu schlafen ließen, nächstes Jahr eine gute Ernte haben. Der Frau, die uns Salatöl gab, damit wir unsere Räder schmieren konnten – und der Mutter, die uns ihre letzte Ziegenmilch schenkte, gib es zehnfach zurück! Vergiss auch den Kapuzinerbruder nicht, der uns eine

warme Suppe brachte und einen Apfel dazu. Und uns vergib, wenn wir dieses und jenes nicht recht gemacht haben. Wir danken dir auch für die Bäche und Flüsse und für die Brücken, die uns darüber hinführten. Für die Joche und Kämme, für die Wände und Gipfel, die wir schauen durften – und für die herrlichen Passstraßen, auf denen wir uns so schön in die Kurve legen konnten. Auch dafür, dass wir dabei nicht gestürzt sind. Ein bisschen leichtsinnig waren wir ja. Das Schönste aber war, dass wir in diesen Dingen dich gefunden haben. Und so bitten wir dich: Schenke uns nächstes Jahr wieder eine solche Fahrt! Und nicht nur uns, sondern noch vielen anderen, denen das auch gut täte. Und lass uns nie vergessen, dass wir immer auf einer großen Fahrt sind, unser ganzes Leben lang. Auf einer Fahrt mit einem großen Ziel.